

(Nachdruck verboten.)

44)

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Nikolai Iwanowitsch drückte der Mutter fest die Hand, setzte seinen Kneifer zurecht, beugte sein Gesicht zu ihr hin und erklärte schnell:

„Sehen Sie, ich habe mit Pawel und Andrej verabredet, wenn man sie verhaften sollte, Sie am nächsten Tage in die Stadt überzuführen. . . . Hat bei Ihnen eine Hausfuchung stattgefunden?“

„Ja, sie haben alles durchgestöbert. Die Leute haben keine Scham und kein Gewissen!“

„Was haben die Scham nötig?“ sagte Nikolai achselzuckend und erzählte ihr, warum sie in der Stadt wohnen müsse.

Sie hörte seine besorgte Stimme, blickte ihn mit schwachem Lächeln an und wunderte sich über ihr freundliches Vertrauen zu diesem Manne.

„Wenn Pawel es will,“ sagte sie, „und ich Ihnen nicht zur Last falle . . .“

Er unterbrach sie:

„Darüber . . . wenn Sie sich keine Sorge! Ich lebe allein, nur selten kommt meine Schwester angereist. . . .“

„Umsonst werde ich mein Brot nicht essen,“ bemerkte sie.

„Wenn Sie arbeiten wollen, findet sich schon etwas!“

Für sie war mit dem Begriff der Arbeit bereits die Vorstellung der Tätigkeit ihres Sohnes und seiner Genossen unlöslich verknüpft. Sie näherte sich Nikolai, blickte ihm in die Augen und fragte:

„Wird sich etwas finden?“

„Meine Wirtschaft ist klein, junggesellenmäßig.“

„Davon spreche ich nicht, an häusliche Arbeit denke ich nicht!“ sagte sie leise. „Ich — denke an die gemeinnützige Sache. . . .“

Sie seufzte traurig und fühlte sich verletzt, daß er sie nicht verstand. Er stand auf und sagte nachdenklich, mit seinen kurzfristigen Augen lächelnd:

„Auch da werden Sie zu tun bekommen, wenn Sie Lust haben.“

In ihr tauchte schnell ein einfacher und klarer Gedanke auf: einmal hatte sie Pawel helfen können, vielleicht würde ihr das noch einmal glücken? Je mehr Leute sich mit seinem Werk befaßten, um so deutlicher würde die Wahrheit vor die Augen aller treten. Aber dieser Gedanke verdeckte ihre verwinkelten Wünsche nicht völlig. Sie blickte in Nikolais gutes Gesicht und wartete darauf, Worte des Bedauerns über Pawel und Andrej zu hören; Nikolai aber zupfte nachdenklich seinen Bart und sagte:

„Wenn Sie beim nächsten Besuch von Pawel die Adresse der Bauern erfahren könnten, die um die Zeitung gebeten haben. . . .“

„Ich kenne sie!“ rief sie fröhlich. „Weiß, wo sie wohnen. Geben Sie mir die Zeitungen, ich bringe sie ihnen hin. . . . Wer wird denken, daß ich verbotene Schriften bei mir habe? In die Fabrik habe ich auch, Gott sei Dank, manches Bud gebracht.“

Sie spürte plötzlich den Wunsch, auf der Landstraße an Wäldern und Dörfern vorbei mit einem Rucksack auf dem Nacken und einem Stock in der Hand zu pilgern.

„Lieber Freund, stellen Sie mich doch für diese Arbeit an, ich bitte recht sehr!“ sagte sie. „Ich gehe überall hin. In alle Gouvernements, finde alle Wege, machen Sie sich keine Sorge. Ich gehe im Winter und Sommer . . . bis zum Grabe. Eine Pilgerin der Wahrheit — ist das etwa ein schlechtestes Los? Das Pilgerleben ist ein schönes Leben; da ziehen die Leute durch die Lande, nennen nichts ihr eigen, haben keine Bedürfnisse als ein Stückchen Brot, tun niemandem etwas zuleide und verrichten still und unbemerkt ihr Werk. . . . So will auch ich pilgern. . . . Dann erreiche ich Pawel, Andrej und all die anderen.“

Ihr wurde schwer ums Herz, als sie sich als heimatlose Pilgerin sah, die unter den Fenstern der Dorfhütten um Almosen bat.

Nikolai ergriff vorsichtig ihre Hand und streichelte sie

mit seinen warmen Fingern. Dann blickte er auf die Uhr und sagte:

„Darüber wollen wir später reden. Sie nehmen eine gefährliche Arbeit auf sich. Das müssen Sie überlegen.“

„Mein Lieber!“ rief sie. „Wozu überlegen? Die Kinder, unser bestes Fleisch und Blut, geben ihre Freiheit und ihr Leben hin und geben gern zugrunde. . . . Wie darf ich als Mutter da zaudern?“

Nikolais Gesicht wurde blaß.

„Wissen Sie, ich höre zum ersten Male solche Worte.“

„Was kann ich Ihnen schon sagen?“ meinte sie traurig und bewegte die Hände mit einer kraftlosen Geberde. „Wenn ich Worte hätte, von meinem Mutterherzen zu erzählen.“

Sie erhob sich, von einer inneren Macht getrieben, die sie berauschte und ein Gefühl der Empörung in ihr wach rief.

„Dann würden viele weinen . . . selbst die bösen, gewissenlosen Menschen.“

Nikolai stand ebenfalls auf und sah wieder nach der Uhr.

„Also abgemacht. Sie siedeln in die Stadt zu mir über.“

Sie nickte schweigend.

„Wann? Sie sollten bald kommen!“ bat er und fügte weich hinzu: „Ich mache mir wirklich Sorge um Sie!“

Sie blickte ihn erstaunt an. — Was konnte sie für ihn bedeuten? Mit gesenktem Kopf und verwirrt lächelnd stand er gebückt, in einer schwarzen Jacke, vor ihr.

„Haben Sie Geld?“ fragte er, die Augen niederschlagend.

„Nein.“

Er zog schnell einen Beutel aus der Tasche, öffnete ihn und hielt ihn ihr hin.

„Da, bitte, nehmen Sie. . .“

Die Mutter lächelte unwillkürlich und bemerkte kopfschüttelnd:

„Alles geht bei Euch auf neue Manier her, sogar das Geld hat keinen Wert mehr. Für Geld tun die Leute alles, geben selbst ihre Seele hin . . . für Euch aber ist es — nur so etwas Papier und Kupfer . . . als wenn Ihr es nur aus Mitleid mit den Menschen bei Euch tragt.“

Nikolai erwiderte verlegen:

„Eine ungemütliche und unangenehme Sache, das Geld! Stets fatal, es zu nehmen, wie zu geben. . . .“

Er ergriff ihre Hand, drückte sie fest und bat sie noch einmal:

„Also Sie kommen bald, ja?“

Und ging wie immer leise fort.

Sie begleitete ihn und dachte:

„Solch guter Mensch — aber bedauert hat er mich nicht.“

Sie konnte nicht dahinter kommen, ob sie sich darüber wundern oder ob es ihr nur unangenehm war. . . .

II.

Vier Tage nach Nikolais Besuch machte sie sich zu ihm auf den Weg. Als der Wagen mit ihren zwei Koffern schon außerhalb der Vorstadt war und sie sich umwandte, fühlte sie plötzlich, daß sie für immer den Ort verließ, wo sich der dunkelste und schwerste Teil ihres Lebens abgespielt hatte und wo der andere — bunte, die Tage verschlingende Teil voll neuen Kummers und neuer Freude begonnen hatte.

Wie eine riesige, dunkelrote Spinne streckte die Fabrik auf der rußgeschwärzten Erde ihre Glieder aus, die Schornsteine hoch gen Himmel gerichtet; die einstöckigen Arbeiterhäuser schmiegt sich dicht an sie an. Grau und plattgedrückt drängten sie sich am Rande des Sumpfes eng zusammen und blickten sich mit den kleinen, trüben Fenstern kläglich an. Ueber ihnen erhob sich die ebenfalls dunkelrote Kirche, und ihr Glockenturm erschien niedriger als die Fabriksschornsteine.

Die Mutter seufzte, zog den Kragen ihrer Jacke, der ihr den Hals zuschnürte, zurecht; ihr war traurig zumute, aber ihr Kummer war trocken, wie Staub an einem heißen Tage.

„Na, gib dir mal Mühe!“ brummte der Kutscher und schlug das Pferd mit den Zügeln. Er war ein krummbeiniger Mensch von unbestimmtem Alter, mit spärlichem, verblichenen Haar im Gesicht und auf dem Kopf und mit farblosen Augen. Von einer Seite auf die andere schaukelnd, schritt er neben dem Wagen her, und es war ihm offenbar ganz einerlei, wohin er ging — rechts oder links.

„Hüh! hüh!“ rief er mit klangloser Stimme und warf seine krummen Beine in den schweren Stiefeln komisch hin und her.

Die Mutter blickte sich um. Auf dem Felde war es öde, wie in ihrem Herzen.

Das Pferd schüttelte traurig den Kopf, stemmte die Beine fest in den tiefen, von der Sonne angewärmten Sand, der leise knirschte. Der schlecht geschmierte, zerstoßene Wagen kreischte, und all diese Klänge samt dem Staube verloren sich nach rückwärts.

Nikolai Zwanowitsch wohnte an der Stadtgrenze in einer öden Straße, in einem kleinen grünen Flügel, der an ein zweistöckiges, altes, dunkles Haus angebaut war. Vor dem Flügel stand ein dichter Lattenzaun, und in die drei Fenster blickten freundlich und frisch Syringen- und Akazienzweige und silberne, junge Bappelblätter. In dem Zimmer war es still und sauber, auf dem Fußboden zitterten lautlos gemusterte Schatten, an den Wänden zogen sich mit Büchern besetzte Regale hin und hingen Porträts von strengen, ernsten Leuten.

„Wird es Ihnen hier bequem sein?“ fragte Nikolai, als er die Mutter in ein kleines Zimmer führte, das ein Fenster nach dem Garten und ein anderes nach dem mit Gras bewachsenen Hof hatte. Auch in diesem Zimmer waren alle Wände mit Schränken und Bücherbrettern besetzt.

„Ich ginge lieber in die Küche!“ sagte sie. „Die ist hell und sauber.“

Es kam ihr vor, daß er über etwas erschraf. Als er ihr aber ungeschickt und verwirrt zuredete, in diesem Zimmer zu bleiben und sie ihm zustimmte, wurde er mit einem Male lustig.

In allen drei Zimmern herrschte eine ganz besondere Luft — es atmete sich leicht und angenehm in ihnen, aber man dämpfte unwillkürlich die Stimme, um die Menschen, die da so unverwandt von den Wänden blickten, in ihrem friedlichen Nachdenken nicht zu stören.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Holzamer.

Von Ernst Krowski.

Elf Monate sind es her, es war ein milder, sonniger Herbsttag, da begegneten wir einander auf dem Weissenjeer katholischen Friedhof. Traurige Pflicht hatte uns dorthin beschieden, um die Leiche unseres trefflichen Hans Nikolaus Krauß zur Gruft zu geleiten. Wir waren unser nur wenige; denn so hatte es der Tote gewollt. Aber unter diesen wenigen Genossen und Freunden war Wilhelm Holzamer. Wie hätte er auch fehlen sollen? Er gehörte ja doch zum Häuflein der ständigen Mitarbeiter des Unterhaltungsblattes zum „Vorwärts“. Und er war es denn auch, der dem geschiedenen Redakteur und befreundeten Kollegen hier einen tiefempfundnen Nekrolog widmete. . . . Später führte uns der Zufall noch einmal zusammen — es war ein fröhlich Weinanderstehen. Seitdem verlor ich ihn aus dem Gesichtskreis. . . . Wie hält' ich denken mögen, daß Wilhelm Holzamer so rasch, so ganz unerwartet nun selber ins Grab sinken mußte! Der Tod hält seine Ernte. Er fragt nicht, ob einer jung an Geist und Leben. Ihm ist's einerlei, ob jener, der ihm verfallen, schon die ganze Garbenfülle in die Scheuer gebracht. Er nimmt ihn weg, gleichviel, ob der gerade auf dem Acker einherging, sei es, um neue Körnerfaat in die Furchen zu senken, oder reisende Frucht vom Halme zu schneiden. Wenn einer noch so jung, so freudig, so schaffens- und genießensfroh, wie es Holzamer gewesen ist, dann stimmt es die, die an seinem Sarge stehen, unsagbar traurig, weil er dahinsank. Viel zu früh! Klagen wir, hat ihm der Tod die Feder entwunden. Viel zu früh! Nicht daß Holzamer unserer Partei angehörte; aber er war vom Volke, und ihm war sein Fühlen und Denken, sein Wollen und künstlerisches Schaffen mit Wärme zugeneigt. Nur ein knappes Jahrzehnt war ihm vergönnt, sich tätig zu zeigen. Nur 37 Jahre und fünf Monate ist er alt geworden.

Holzamer war ein Rheinhesse. Er wurde am 28. März 1870 zu Nieder-Olm, einem unweit Mainz gelegenen Dorfe geboren. Von Haus für das Schulfach bestimmt, amtierte er an die dreizehn Jahre als Lehrer, zuletzt in Heppenheim an der Bergstraße und in Darmstadt.

Inzwischen brach sich der Poet in ihm Bahn. Vor nun zehn Jahren trat er mit einem Bündchen zarter Stimmungslirli: „Zum Licht“ hervor. Diese Gedichte mochten wohl hauptsächlich unter Gustav Falckeschen Einflüssen entstanden sein; wie denn spätere Gaben, von denen Holzamer wiederholt in Berliner Vorlesungen Proben gab, bezüglich ihres mythisch-symbolischen Stimmungsgehaltes auf Maeterlinck hingedeutet schienen.

Gleichzeitig kündigte sich Holzamer als Erzähler mit einer Erzählensammlung: „Auf staubigen Straßen“ an. Und somit hatte er seine eigentliche Domäne entdekt. Schon in seinem nächsten Buche offenbarte sich sein Streben nach Verinnerlichung des Lebens durch die Kunst. Es waren acht Geschichten, unter dem Titel: „Im Dorf und draußen“ zusammengefaßt. Hatte in seinen ebenfalls höflichen Erstlingslirzen noch das lyrische Empfinden und Stimmungsmalerei den eigentlichen Kern der schlichten Handlung überwuchert, so treten diese beiden Momente jetzt schon fast völlig zurück. Holzamer gibt vom ersten bis zum letzten Buche schlechthin Heimatskunst. Vornehmlich aber in den obengenannten Erzählungen. Aus ihnen weht uns ein doppelt frischer Hauch, würzig wie von frühlingseuchter Walderde entgegen. Das Milieu ist mit knappen Strichen entworfen, die darin gezeichneten Gestalten sind Menschen von Fleisch und Blut. Theo Schäfer, ein Landsmann Holzamers, hat sich über sie einmal folgendermaßen geäußert: „Prächtige Menschentinder sind darunter, alte und junge. Jakob Weit mit dem schwarzbraunen Samtkäppchen und den kindlich-heitern Sinnen unter der gefurchten Stirn, der alte Dorfmusikant, der seine alten Weisen liebt, die ihm ans Herz gewachsen sind, und die neuen nicht von sich zu weisen vermag, da er selbst auf der Mitte der 70 und 80 noch die Jungen liebt und versteht; der hünenhafte Jean, der Obertnecht, der „Held“, der für eine der Schwächsten sich einsetzt aus lauter verheißender Güte; der auf der Landstraße des Lebens geseiterte Komödiant, der einst „Donnivant“ gewesen und in dem, gerade als er dem Leben Ballet sagen will, noch einmal all die alte Lebenslust erwacht; der Lehrer Andreas Krafft, der stolz sich sein eigenes Schicksal schmiedet und sich selbst beim „letzten Hochamt“ den Abschied spielt; Pfarrers Rätchen, die, kaum zum Bewußtsein des jungen Glücks gekommen, die Entsagung lernen muß; und Frau Marie, die „Mutter“, der in Wiesendust und Waldesnähe die höchste Liebe, die letzte Lust des Lebens erblüht. Sie alle und noch manche andere mit ihnen atmen warmes, individuelles Leben. Es betätigt sich in ruhigem und wildem, in frohem und tragischem Gescheh, im Widerstreit aufbrausend ungestümer Leidenschaft und in der Ruhe stillbedäulichen Dorfriedens. Charaktere und Handlung wachsen schlicht und klar empor und sind mit prägnanter, objektiver, anschaulicher Technik erzählt.“ Freilich ermangeln die Geschichten auch nicht einiger Mängel; manchmal bricht in die stilistisch einfache Sprache die Reflexion, sowie manig Fremdwort oder vergriffener Ausdruck störend ein. Dennoch wird die Freude an eigener Art, an Holzamers unbestreitbarem Schilderungstalent nicht geschmälert.

Mit „Peter Rodler“ — die Leser der „Neuen Welt“ haben diese „Geschichte eines Schneiders“ kennen gelernt — erweitert Holzamer den Rahmen seiner volkstümlichen Erzählungskunst. Peter hat zwar nichts Bauerlich Starknochiges an sich; dafür lernen wir in ihm einen Menschen von zartem, sensitivem, innerlichem Leben kennen. So schlicht und einfach sein Leben auch äußerlich verrinnt, so reich ist es innerlich. Er ist ein Lebensphilosoph. „Der Peter Rodler“ charakterisiert ihn Holzamer — „war ein guter Kerl, und er hatte eine besondere Art, die sich immer mehr ausprägte. Sie war einfach und gut, diese Art. Sie war weiter nichts, als ein mehr nachdenkliches Erleben, wodurch alles, was dem Peter Rodler begegnete, eine größere Wichtigkeit und Bedeutung bekam, weil der Peter einen Sinn hineinlegte und Beziehungen fand, die zu ihm führten und zu den übrigen Dingen des Lebens. Er ging nie achtlos an den Dingen vorüber, die an ihm vorübergingen. Ueber alles machte er sich seine Gedanken, und so einfach die oft waren, so alltäglich und nichtsagend sie sich ausdrücken mochten, ihm war's doch mehr. Und es lag auch wirklich mehr darin, mehr wie in all den feinen, studierten Sachen der gelehrten Leute, weil Leben, weil eben Erleben darin lag. Denn nur dieses gibt dem Verständnis Weite und lebendigen Sinn.“ Diese von inniger Gefühlstiefe durchtränkte und mit so einfachen, dennoch gerade der künstlerischen Art nicht entzauenden Mitteln gegebene Erzählung verhalf Holzamer zu einem schönen Erfolg und gewann seinem Namen einen in weite Volkskreise hineindringenden Klang.

Der Dichter nahm dann mit dem reichbewegten Roman eines mittelalterlichen Priesters: „Der heilige Sebastian“ einen größeren Anlauf. Es wird da ein eigenartiger Konflikt ausgetragen. Der Titelheld, ein vornehmer Mann und allgemein verehrter Geistlicher, erkennt die Naturwidrigkeit des Celibats und beschließt demzufolge, sich mit einem geliebten Weibe zu verheiraten. Diesem seinem Ehebunde gibt er selbst die kirchliche Weib. Seines Amtes und seiner Priesterwürde für verlustig erklärt, zieht er mit seiner Frau von Ort zu Ort. Es bleiben ihnen dabei weder Ansehungen, noch Hunger und Demütigungen erspart. Endlich hat er eine Stelle als Schullehrer erhalten, und nun kommt das Glück. Aber nur vorübergehend. Denn sein Kind stirbt und sein Weib wird bei einer Revolte erschlagen. Hierin eine himmlische Strafe für sein Vergehen gegen die Kirche erblidend, pilgert er an den Ausgangspunkt aller seiner Leiden zurück. In der Heimat wütet aber die Pest, und die Bevölkerung hat sich aus Verzweiflung einem gräßlichen Sinnentaumel ergeben. Er steht auf sie ein Strafgericht herab und stirbt. In diesem Augenblicke geht ein starker Regen nieder, der die Seuche zum Erlöschen bringt. Als heilig ausgerufen und darauf kanonisiert, lebt sein Name im Gedächtnis fort. . . .

Unter den nächsten Büchern Holzamers ragen die Dämmerungsgeschichte: „Der arme Lukas“ — obwohl nicht dem „Peter Rodler“ ebenbürtig an die Seite zu stellen — sowie die Romane

„Inge“ und „Elida Solfstratten“ merklich hervor. Erkennen wir in der Sentenz des armen Lukas: „Überall ist das Leben — und auch das Geringste ist dem Leben unverloren“ ein gut Stück von Holzamers künstlerischer Eigenheit, die uns eben dies Buch nebst „Im Dorf und draußen“ und „Peter Rodler“ besonders wertvoll macht, so weist doch auch „Inge“ trotz mancher Schwächen ganz bedeutende Qualitäten auf. Zwar ist der Dichter in der Schilderung der Titelheldin nicht sehr glücklich gewesen; dafür gelang ihm aber die Darstellung eines frühreifen, obwohl entwickelungsfähigen, aber feminin-formal veranlagten Künstlers — Hans Sturm — eindringlich und erschütternd, wie aus einem Gusse. Weniger Gutes läßt sich von der Seenenovelle: „Die Sturmfrau“ sagen, wohingegen „Am Fenster“ als ein seines Stück bezeichnet werden kann.

Holzamers dichterisches Schaffen ist aber nicht bei der Epik stehen geblieben. Ihn drängte es, auch als Dramatiker zu seiner Zeit zu reden. Was lag für ihn näher, als in einem Stücke: „Am die Zukunft“, das im vorigen Jahre am Leipziger Schauspielhaus einige Male zur Aufführung gelangte, für die Würde und Unabhängigkeit des Lehrerstandes ein Lanzenstechen zu wagen!

Der Dichter hatte einige Jahre zuvor dem Schulamant Valet gesagt, um in Freiheit seine ganze schöpferische Kraft entfalten zu können. Vorerst ließ er sich in Paris nieder und bereiste Frankreich. Während seines fast dreijährigen Aufenthaltes dort hatte er Land und Leute kennen gelernt, und die Unterhaltungsbeilage des „Vorwärts“, aber auch die „Neue Welt“ verdankten seiner fleißigen Feder so manchen interessanten Artikel.

Von Paris kam Holzamer dann vor etwa zwei Jahren wieder nach Deutschland zurück, und zwar wählte er Berlin zum ständigen Aufenthalt, um von hier aus, so oft es die Verhältnisse gestatten mochten, Kreuz- und Querzüge durch Deutschland zu unternehmen. Ihn, den Sohn des rheinischen Gessenslandes, zog es doch immer nach dem Rhein. Im übrigen entsaltete er in Berlin eine rege Tätigkeit als Literarästhetiker. Zwei feinsinnig geschriebene, obzwar in stilförmlicher Hinsicht von einer gewissen Manier nicht freie Monographien, nämlich: Heinrich Heine und Konrad Ferdinand Meyer, sowie zahlreiche Aufsätze und Kritiken aus dem Bereiche der neuesten Literatur zeugen von seiner vielseitigen Art. Nebstbei ergriff er auch im letzten Winter die Gelegenheit zu literarischen Vorträgen in Kreise unserer Arbeiterinnen.

Es soll nicht vergessen werden, zu erwähnen, daß die „Deutsche Schillerstiftung“ im letzten Jahre dem raslos aufstrebenden Dichter 600 Mark zugewendete: als Anerkennung der Verdienste, die er sich um das deutsche Schrifttum errungen hat.

Nun ist er nicht mehr unter uns. Gebrochen ist das Auge, das so fröhlich und doch zugleich tiefinnend in die Welt schaute, verstummt ist der Mund, der so anheimelnd mainzerisch zu plaudern wußte. Seine Gestalt wanderte ins Schattenreich. Nur seines Geistes Taten blieben uns zurück. Wie werden wir uns zu ihnen stellen? Zu den Werken des allzufrüh Verstorbenen? Holzamer selbst hat sich einmal über diese Frage ausgelassen: „Wir suchen in den Büchern von Toten das Leben nicht minder, als in denen der Lebenden. Wir suchen dieses eigenartige Leben des Künstlerischen, das aus der Kraft des Talents und der Eigenart und Fülle des Persönlichkeitsgehaltes geflossen ist. Was ein gütiger Sinn dem Dahingegangenen leicht zugute und eher zugute hält als dem Lebenden, wodurch sich ein schiefes und zu mildes Urteil einstellen könnte, das wird wieder ausgeglichen durch den Hinblick, daß wir etwas Fertiges und Abgeschlossenes hier empfangen haben; das nicht mehr auf seinen Entwicklungssinn und Trieb hin zu prüfen ist. Wir nehmen mit Milde, aber wir nehmen mit unbedingter Auswahl, wir umgrenzen in dieser Auswahl des Lebendig und dauernd Wirkenden die künstlerische Erscheinung und bewerten sie.“

Wohlan, sein bestes Teil ließ uns Wilhelm Holzamer zurück, damit wir es besitzen sollen. Die Erinnerung an den lieben Menschen und Dichter wird uns sobald nicht schwinden.

Aus Schriften Wilhelm Holzamers.*)

Das neue Drama ruft nach seinem Darsteller ebenso laut wie nach seinem Dichter. Beide fehlen ihm noch — aber es ist als ahnten wir, wie es unter uns lebt. Seine Seele lebt schon — in Unbefriedigkeiten und einem ungewissen Begehren — sie schweift im Allgemeinen ruhelos und beunruhigend, bis der Gestalt kommt und sie in den festen Körper bannt, um im besonderen den festen Halt zu haben, das Allgemeine anzugreifen und zu begreifen.

Wenn eine Zeit einen Großen und Reichen hervorbringen kann, — selbst die befruchtende Kraft des Gegensätzlichen einbezogen — so muß Größe und Reichtum in ihr fruchtbar sein, so eng und klein sie auch äußerlich erscheinen mag. Die Keime des Genies lagen wenigstens in ihr, sie war der Humus, sie zu

*) Wir entnehmen diese Stellen einer Sammlung ästhetischer Abhandlungen des Verstorbenen, die im Verlage von Wiegandt u. Grieben, Berlin 1905, erschienen ist: „Im Wandern und Werden. Kritische Randbemerkungen“.

nähren, und so kümmerlich ihr Licht, so dumpf ihre Luft gewesen sein mag, es müssen wedende Strahlen in ihrem Lichte und muß befreiendes Wehen in ihrer Luft gewesen sein, die Keime zum Wachstum zu bringen. Und andererseits ist die Zeit Resonanz des eigentlichen Lebensgehaltes eines Kunstwerks, selbst wenn dieser Gehalt sich in einem Gegensatz aufgelöst haben sollte, und ist Resonanz des Kunstgehaltes auch, selbst wenn sie nicht die volle Kraft hätte, zur vollen Lösung und Austönung zu bringen, was in ihr getweckt worden.

Wir haben Kerben bekommen mit der Zeit, prätendieren wir. Wir verstecken unsere eigene Kleinheit vor uns und merken es nicht. Wir begnügen uns mit kleinen Bildchen und lebenswürdigen Puppen und feierlichen Gestein. Sie sind uns eine Welt. Sie sind aber nur ein kleines Spiegeldchen der Welt, in dem ein ganz leichter Zauber versteckt ist. Sie sind etwas Totes, um uns in das Wirkliche zu führen, oder sie sind Kinder, die uns das Leben ausschließen sollen. Wir haben unsere handelnde Männlichkeit vor ihnen vergessen, wir sind Geleitete, statt Leitende, und wir verleugnen all unsere Bewußtheiten, um vor ein paar Unbewußtheiten zu erschauern. Mit Philosophismen und Christismus haben wir unserem Genre Wichtigkeit gegeben, wir täuschen uns damit über seine Enge, seine Starrheit, seine Spezialität, sein Mosaik hinaus.

Am zwei Stellen liegt es noch besonders brach, die Zukunftserfüllung vorzubereiten: bei der Jugend und bei der Frau, beides Elemente, durch die nach aller Erkenntnis das Gefühlrecht wieder ins Leben einspringen und seine Umbildung zu Flüssigkeit und Uebung vornehmen kann. Für die Jugend müssen wir die Erziehung zur Persönlichkeit fordern und dem Staate verbieten, sie für seine Zwecke herandrillen zu lassen, statt sie zu ihrem Zwecke zu bilden.

Die Frau aber muß befreit werden aus der Stellung, die sie einnimmt und die alle Gefühlsheuchelei und äußere gute Erziehung nicht verdecken kann, die sie zwischen Tier und Ware stellt, wo sie noch mit Würde, Tugend und Ideal besafelt wird. Der Mann soll nichts weiter Besonderes in ihr sehen, als was er selbst in sich sieht, und soll keinen Stolz mehr darin finden, ein einäugiger König unter Blinden zu sein.

Die Kunst fängt nicht mit den Künstlern an, sondern mit der Gesamtheit. Die Gesamtheit ist ihr Humus, die Künstler sind fruchttragende Bäume darin, und ihre Werke sind die Früchte. Diese Früchte aber gleichen der Erde, der sie entsprossen, und sie enthalten die Säfte, mit denen sie genährt wurden.

Die Kunstkritik sollte sich deutlich bewußt sein, daß das Geistreichste, was sie zu Tage bringen mag, zur Kunst selber doch nichts weiter ist, als eine Randbemerkung, und daß ihre vornehmsten Theesen und Gesetze, wie sie's nennen mag, nichts weiter sind und bleiben, als eben solche Randbemerkungen. Denn stärker als die Kritik ist die Kunst.

Nur wo große Forderungen sind, können große Erfüllungen kommen. Freilich — zu den Forderungen muß man berechtigt sein. Diese Berechtigung gibt dann die allgemeine Kulturhöhe, die sich von selbst bildet. Kunst aber ist Kultur, und jeder Zweig der Kunst ist sowohl ihr Spiegel wie auch ihr Ausdruck!

Stil ist der charakteristische Ausdruck einer Zeit in weitesten und tiefsten Sinne. Stil ist Klarheit. Was sich in längeren oder kürzeren Perioden vollständig geklärt hat, seinen befriedigenden Ausdruck fand, das wurde Form. Darum ist Stil nicht nur Klarheit, sondern auch Ruhe. Deshalb aber muß er immer aus Tiefen kommen, aus Aufwühlungen, die von unten herauf gegöhren sind. Hinter jedem Stile steht das Volk. Mehr noch, das Volk wird lebendig in ihm. Nur wenn dieser starke Puls in ihm schlägt, wenn er ein ganzes Zeitbewußtsein, das innerste Verlangen und den heftigsten Willen einer Kultur spiegelt und ihre mächtigste und tiefste Sehnsucht erfüllt, hat er Lebensdauer und Widerstandskraft, trägt er ein Gepräge, das die schnelle Zeit nicht wegzuwischen vermag.

Träumerei.

Ich lag am Strande und träumte hinaus. Da kam meine Kindheit zu mir und rollte ihre wechselnden Szenen auf und spielte ihre bunten Spiele alle. Es war nur Lachen in ihnen und helles Klingen, denn auch die kurzen Tränen schludten Lachen und Lustigkeit ein. Eine farbige Luft in hellem Sonnenglanz. Unsere kleine Stube, und unser Hof, das Dorf und das Feld, die Wiesen, der Bach und die alte einsame Mühle mit dem grünen Moos am Rand und den morschen Speichen. Die Schönen und Waupläße und verstedten Gärten, die schwanen Leinen und den wehenden Bindeln, die schimpfenden Nachbarn und der verfolgende Wächter. Jeder kleinste Winkel lebte, und alles war belebt. Belebt und lebendig in einer Sprache, die nicht der Worte brauchte, sondern nur der Bewegungen und Gebärden und Stellungen und Saltunen

kn seltsamem, rasch änderndem, leise gleitendem Zueinander, das alles deutlich machte, nicht nur die Dinge selbst, wie sie wirklich waren, sondern, und noch viel mehr, uns in ihnen, ob wir wild gewesen waren oder „sittsam“, wir Kinder zu einander und zu den großen Leuten, in denen wir Beteiligte sahen oder Gleichgültige, die zu uns gehörten, zu unserem Handeln und Fühlen, oder die nur flüchtig vorübergingen. Alles paßte zu einander in einer sprechenden, bedeutungs- und ausdrucksvollen Weise; und alles paßte zu unserem Spiel und uns, was wir und unser Spiel bedeuteten und vorzustellen hatten, die Bäume, wie sie standen, sich neigten, sich hoben und miredeten, die Häuser, ob sie uns gut waren oder feindlich, uns verbargen und halfen oder den Sucher und Verfolger verstedten — ihre Gipfel fornten sich danach, wie Gesichter zu Ernst und Lächeln sich formen, ihre Fenster blinkten danach, und ihre Dächer und Türen und Farben richteten sich danach in Höhe und Gelle, Breite und Schwere — und kurzum, alles war danach. Wie das nun heute aussieht und was es ist, recht und richtig in der Wirklichkeit, danach fragt mein Traum nicht. Denn auch meine Jugend hatte danach nicht gefragt. Er sah nur alles, wie sie es gesehen hatte, wie es für sie wirkte und zu ihr stand in allem, was in ihr wechselte, und allem, was beständig blieb, wie man ein schwarzes Kleid sich anzieht zur Trauer, und sich vielleicht nur eine kleine schmale weiße Krause gestattet, wenn im Dunkel der Trauer schon ein leiser hellerer Schein angebrochen, und wie man sich einen Strauß an den Hut steckt, wenn der Frühling uns mit Züchzen und Zauchzen umtanzt.

Und alles kam und ging in raschem Aufeinander, aber jedes Einzelne war doch ein scharfes Bild, einfach, eindrucksvoll und behaltlich in seinen Formen und Linien und Farben, und war so eng und fest gefügt und so bestimmt umrahmt, daß alles notwendig zu einander gehörte und keines das andere störte, die lebendigen Menschen und die toten Dinge, und daß auch die Veränderungen durch Kommen und Gehen und all die vielen Bewegungen die Sprache der Wilder nur deutlicher machten, und daß sie aber auch ihre Sprache behielten, wenn sie leer waren, ohne Menschen, Ruben und Mädchen, und auch für sich selbst und allein etwas zu sagen wußten.

Der Orgelmann zog durch die Straßen und verkündete und besang die Schauerthaten, und obgleich ich nicht nahe stand, denn als Kind ging mir das in der Nacht nach, und mich ferne hielt, an seinen Gebärden und Mienen, seinem breiten Mund, seinen rollenden Augen, den gefletschten Zähnen, den Arm- und Handbewegungen, verstand ich ihn doch von weitem, und mir graute.

Dann kam das Kasperltheater, mit Kasperl und Hanswurft, mit Teufel und Gendarm. Kein Ende, kein Ende, kein Ende von Lustigkeiten in Haltungen, Bewegungen, mit dem Kopfe, mit den Armen, en face, en profil, gebückt, aufgeschneit, gehopft, gesprungen, übergeben, aufgeföhren, heranschleichend, zurückprallend, stolz, siegesgewiß, triumphierend, frech und wieder geschlagen, beschämt, geduckt, zahm und wieder freundlich, und wieder feindlich, vorsichtig und auf der Lauer, schlau, zupackend, und wieder sehr hochmütig, und nun sehr frech und unverschämt; und einer gegen den anderen, und einer neben dem anderen, und einer mit dem anderen und einer über dem anderen, unerschöpflich, was das Spiel der Haltungen und Bewegungen alles ausdrückt, ja in den Ruhepausen sogar, in denen die Aermchen steif ausgestreckt bleiben und der Kopf rüdgebeugt-gravitätisch steif steht. Alles so deutlich und bestimmt und ohne jeden Zweifel und jedes Mißverständnis, so daß man meint, die Züge des Holzgesichts änderten sich auch mit und sprächen auch mit, und so stark ist die Wirkung, daß man es schließlich glaubt, obgleich man weiß, daß es nur Puppen sind, die spielen, und daß sie gänzlich unveränderte Holzgesichter mit gemalten Augen und Wangen, Brauen und Zähnen haben.

Kleines feuilleton.

Theater.

Kleines Theater. Die „Stimme der Unmündigen“, Lustspiel in drei Aufzügen von Sven Lange. Vor ein paar Jahren wurden in glänzender Darstellung des Dänen Sven Lange „Stille Stuben“ im Kleinen Theater, bald darauf sein „Verbrecher“ in der Freien Volksbühne aufgeführt. Beide Werke zeigten das Gepräge sinnvoller Eigenart, ein erstaunliches Feingefühl in der Wiedergabe rasch hinwuschender, nur halb bewußter Seelenregungen, die fremd und rätselvoll aus der Verborgenheit plötzlich ins Leben greifen, es weit aus den gewohnten Bahnen schleudern. Das Gemälde der jungen nach Leidenschaft verlangenden Gattin, der in ihr sich kreuzenden und vermischenden Empfindungen, wie des jeden wärmeren Gefühls laut schein unterdrückenden Gemannes in den „Stillen Stuben“ ruft, so wenig Handlung in gewöhnlichem Sinne das Stück enthält, durch die gedrängte Fülle des Psychologischen in manchen Szenen eine Spannung hervor, deren Intensität an Ibsen erinnert. Und eine jede Nuance vollkommen herausarbeitende schauspielerische Verkörperung des „Verbrecher“ würde Eindrücke von ähnlicher Stärke hinterlassen. Wie in diesem schüchternen, gedrückten Alltagsmenschen der Einfall, den unbarmherzigen Gläubiger umzu-

bringen, als Spiel der Phantastie auftaucht, wie der zufällige Gedanke unter einer zufälligen Konstellation von Umständen blutigartig zur Tat wird, der Betäubungsdrang, das ermahnende Bewußtsein und die seltsame, garnicht aus Neue geborene Selbstbeziehung des „Schuldigen“ — das alles ist frapperend originell geschildert und in geschlossener Weise, ohne einen Bruch wie er dem Schlußakte der „Stillen Stuben“ anhaftet, bis zu dem Ende durchgeführt. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Wiederauftauchen dieses Autorennamens in dem Repertoire des Kleinen Theater die Aufmerksamkeit auf jene früheren, bei weitem noch nicht nach Verdienst gewürdigten Leistungen zurücklenkte. Eine Einschätzung Sven Langes, die ihn nach den Qualitäten der neuesten Premiere beurteilen wollte, täte ihm bitter unrecht.

Von seiner persönlichen Note, dem Sinn für das Intime, läßt das Lustspiel nur in der Umrahmung, nicht in der Durchführung des Themas etwas spüren. In Novellenform, die völlig freie Bewegung gestattet, hätte Lange die Geschichte von dem romantisch schwärmenden Badfisch, der gegen einen, nur in der Phantastie vorhandenen Liebhaber der Mutter ritterlich zu Felde zieht, gewiß mit stimmungsvoll fein abgetönter Ironie, einer diskreten, nirgends wider die Bescheidenheit der Natur verstoßenden Komik gestaltet. Indem er den Stoff, dessen interessierendere Momente, die Gefühle und stillen Reflexionen einer solchen Mädchenseele, von vornherein der Dialogform widerstreben, dennoch in ein dramatisches Schema zwängte, hat er ihn arg vergrößert und verzerrt. Die Sorge um die geliebte Mutter, mögen die Vorstellungen von der Gefahr, in der sie schwebt, und die Rettungspläne noch so kindisch naiv sein, hat etwas rührendes. Doch dieser Zug, der dem Humor hier die Grundfärbung hätte geben müssen, kommt in dem Lustspiel nirgends wirksam zur Geltung. Kinder, die so empfinden, tragen die Last verschwiegen mit sich herum. Ein Dichter kann davon erzählen, aber sie nicht selber lang und breit ihre geheimsten Gedanken vor irgend einer beliebigen Freundin ausplauschen lassen. Daß Lange diesen Ausweg wählt — und es ist schwer zu sagen, wie er im Drama, das keine andere Schilderung des Innerlichen als die vermittelst des Dialoges kennt, bei solchem Stoff sich anders hätte helfen sollen — verflacht den Gegenstand; und der Ton der Bekenntnisse ertötet vollends den Reiz. Um momentanes Lachen zu erzielen, greift er, der sonst so zart Bedenkliche, zu peinlich groben Liebertreibungen, Effekten, die sich vulgärem Possenstile nähern. So bleibt das Mädel im Grunde herzlich gleichgültig. Was in der Zeichnung der Eltern und des Opernsängers, der, nachdem der Argwohn der Kleinen sich zerstreut hat, sofort als Sieger in ihr Herz zieht, beziehungs- und stimmungsvolles eingeflochten, vermochte nicht das Manko auszugleichen.

Ausgezeichnet war Ilka Grüning in der Rolle der Klugen, ein ungefülltes Sehnen willensstark in sich verschließenden Mutter. Gut sekundierten Rudolf Klein-Rhodens als bescheiden glücklicher Gatte und Lettinger als badfischschwärmender, jugendlicher Opernsänger. Lotte Klein fand für die vierzehnjährige Helbin wenig individuelle Farben.

Notizen.

— Hermann Sudermann hat einen Roman „Das hohe Lied“ vollendet.

— Im Nachlaß Josef Joachims befindet sich ein nie veröffentlichtes Geigenkonzert Robert Schumanns.

— Eine neue Ausgabe von Kleists Werken in sechs Bänden, von Wilhelm Herzog besorgt, bereitet der Insel-Verlag für diesen Herbst vor.

— Dem Märkischen Museum sind aus dem Nachlaß des verstorbenen Prof. Eduard H zig mit Zustimmung der Witwe wertvolle Gaben zu teil geworden. So die Originalhandschrift des Peter Schlemihl von Chamisso, des Kriminalrats H zig Briefwechsel mit literarischen Größen, wie Fouqué, Zacharias Werner, E. L. A. Hoffmann u. a., die Delgemälde des Kriminalrats H zig, des Vaurats und des Prof. H zig von Magnus' und Meyerheims Hand.

— Die erste Vorarlberger Landes-Stickerlausaustellung wurde in Hohenems eröffnet. Die Ausstellung ist sehr stark besucht und zeigt in reicher Menge die Produkte der Vorarlberger Stickerei, einer Industrie, die Tausende von Menschen in Vorarlberg beschäftigt.

— Das Museum der schönen Künste (Museum of Fine Arts) in Boston beabsichtigt nach der „Umschau“ als erste Anstalt dieser Art einen Museumsdozenten anzustellen, dessen ausschließliche Tätigkeit darin bestehen soll, jedem Besucher im Museum Auskunft zu geben.

— Von der Wellmannschen Expedition. Falls in diesem Jahre die Witterungsverhältnisse Wellmanns Aufstieg zur Fahrt nach dem Nordpol nicht mehr gestatten sollten, wird Ransens Kamerad Johannsen, der jetzt mit Dr. Brück auf Prinz-Charles-Forsland topographische Aufnahmen macht, den Winter über in Virgohafen verbleiben zur Bewachung der Wallonhülle. Im Frühjahr gedenkt Johannsen eine Schlittenexpedition nach Nordostland eventuell Gillsland zu unternehmen, von der er über die „Sieben Inseln“ nach Virgohafen zurückkehren will.